

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 63=83 (1917)

Heft: 2

Artikel: Von einigen Mitteln der Kriegstechnik und deren Verwendung

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-33479>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

türkisches Gebiet als angängig unter der Okkupation der Entente zu haben. Größere Operationen in diesem Sinne an der kaukasisch-armenischen Front erscheinen nur darum ausgeschlossen, weil Rußland in nächster Zeit, alles was feldtüchtig ist, an den rumänischen Fronten gebrauchen wird.

Das sind einige Richtungen, in denen sich künftige Operationen bewegen können. Alle operativen Möglichkeiten aufzuzählen oder gar noch ihre Variationen zu kombinieren, wäre unnütz oder Raumverschwendung. Die von Kriegführenden wie Neutralen am meisten zu erhoffende Möglichkeit ist aber die Anbahnung von Friedensverhandlungen, auf deren Grund ein *dauernder* Frieden geschaffen werden kann, eine Hoffnung, die allerdings wieder in eine weite Ferne gerückt worden zu sein scheint.

—t.

Von einigen Mitteln der Kriegstechnik und deren Verwendung.

In seinem bei Orell Füssli in Zürich erschienenen vorzüglich geschriebenen Buche „Deutschland im Kriege“, das reich mit trefflichen Bildern geziert ist, meint der in Bern wohnende Kriegsberichterstatter Gustav W. Eberlein: Aus dem strahlenden Ritter Georg ist ein schmieriger Erdarbeiter geworden. Der Krieger kämpft und dichtet nicht mehr um die Gunst der Frauen, er schaufelt und wehrt sich seiner Haut. Günstigstenfalls ist an Stelle der Reisigenpoesie eine Höhlenromantik getreten. Die Sängler des Biwaks, der Wachtfeuer und scharmanten Abenteuer in Feindesland haben auf die monatelange Geselligkeit mit Regenwürmern, faulenden Leichen und den entmannenden Gespenstern der Einförmigkeit noch keinen Vers gefunden. Da hinten in dem Jenseits des Soldaten blähen sich Haßgesänge, werden seine Taten von der einen Seite in den Himmel gehoben, von der andern in den Schmutz getreten, schreiben sich spitzige Federn wund, legt man Diplomatie genannte Fäden und Zündschnüre, kritisiert die Pläne der Heerführer und spricht sehr geistreich über das Innenleben der Helden in der Feuerlinie, weiß ganz genau, was und wie sie denken, urteilen, handeln werden. Die Soldaten selbst aber, die wissen sonderbarerweise nichts davon. Sie schaufeln und wehren sich ihrer Haut.

Wenn sie, Menschen aus einer Epoche raffinierter Kulturverfeinerung, den Urzustand des primitivsten Daseins ohne Schaden ertragen, so verdanken sie das der Schutzhülle, die ihre Seele nach und nach gegen alle Entbehrungen und Wünsche, gegen Furcht und Grausen, gegen den Widerwillen, töten zu müssen, ausgebildet hat. Das muß sich vor Augen halten, wer aus dem blühenden Leben in die Unterwelt der Westfront hinabtauchen will. Sonst stellt er an die seltsamen Menschen dort unten, die nicht seiner Art und Rasse, die von einem andern Stern zu stammen scheinen, eine Unsumme Fragen, auf die sie keine Antwort finden können, weil ihr Leben ihnen so selbstverständlich geworden ist wie uns das unsrige.

Sie passen sich dem Gelände an, sie wachsen dem Boden ein, sie verschmelzen als richtige Naturschöpfung mit den Bedingungen ihrer Umgebung. Daß sie das in ganz hervorragender Weise durch die Technik ihrer Anlagen zustande bringen, beweist mir ein französischer Feldpostbrief, den ich kürzlich in einem schweizerischen Blatte abgedruckt

fand und dem das folgende entnommen ist; es ist ein französischer Offizier, welcher vor Verdun kämpfte, der ihn nach Hause schreibt: „Seit 14 Tagen sah ich vom Feinde nichts mehr. Man vernahm ihn, man empfing seine eisernen und bleiernen Grüße, man wußte, daß er ganz nahe war, aber ihn sehen — unmöglich!“

Soeben plauderte in einem Graben ein verwundeter Soldat, der auf die Krankenträger wartete. Mit seiner eigenen Wut machte er der aller unserer Infanteristen Luft; sie sind wütend darüber, fortgesetzt die deutsche Infanterie vor sich verschwinden zu sehen, wenn sie glaubten, sie erreicht zu haben. Man muß anerkennen, daß die deutschen Heerführer die Kunst, ein Heer zu verbergen, virtuos handhaben. Diese Taktik ist keineswegs zu unterschätzen. Sie wird mit jener peinlich genauen Methode geübt, die dem Handeln unserer Feinde eigen ist. „Sehen und nicht gesehen werden“, das ist das Prinzip, das sie in erster Linie beherrscht. Ihre Geschütze besäen unaufhörlich vom frühen Morgen bis zum Abend und noch tief in die Nacht hinein die Dörfer, die sie von uns besetzt, die Wälder, in denen sie uns versteckt glauben, und die Straßen, die wir ihrer Ansicht nach passieren müssen. Man erkennt von weitem das Geräusch dieser Granaten, denn sie reden eine aufdringliche Sprache. Die Infanterie ist da, einige tausend oder hundert Meter entfernt und schießt ganz vorzüglich, unterstützt von hervorragenden Maschinengewehren. Aber man sieht sie nicht. Sie vergräbt sich in tiefe, meist krumme Gräben, in deren Tiefe sie sich bewegen kann, ohne gesehen zu werden. Hecken, abgerissene Baumzweige, alles dient ihr dazu, um sich unsichtbar zu machen, ja, alles, und zuallererst ihre Uniformen. Die deutsche Uniform vermischt sich mit der Farbe des Feldes, und zwar so restlos, daß sich das feindliche Heer in der Erde zu verlieren scheint. Man fühlt es um sich, aber man kann es nicht abschätzen, nicht unterscheiden. Und das ist die namenlose, wahre und unfassbare Gefahr. Haben unsere Soldaten endlich einen Schützengraben entdeckt, so sehen sie Leute, die sich scheinbar zur Flucht erheben, eine neue Täuschung. Denn in diesem ersten Graben waren nur wenige Soldaten untergebracht, um unsere Leute zu ködern, sie in das Feuer der deutschen Maschinengewehre, der deutschen Infanterie zu locken, die dahinter, weiter, immer weiter verborgen sind. So gleicht unser Kampf einer Verfolgung von Trugbildern.“ . . .

Eberlein meint weiter: . . . man wird wohl annehmen, daß die geographische Lage von großem Einfluß auf die Stimmung der Soldaten sein muß. Und in der Tat, anders haust man in Flandern, anders in den Argonnen. Je unwirtlicher die Gegend, je bergiger — um so besser. Das ist nur ein scheinbarer Widerspruch, da es sich ja nicht um Menschen unseresgleichen, sondern um Unterirdische handelt, denen jeder Unterschlupf willkommen sein muß. In der Ebene muß man Schacht und Stollen graben, um wohnen zu können, am Berghang dagegen kann man sich eine Dimension ersparen, es genügt ein Stollen. Im Flachlande bringen es die Offiziere daher selten über ein unterirdisches Zimmer, während es ihre glücklicheren Kameraden in den Argonnen nicht unter einer Zweizimmerwohnung tun. Dort darf rein nichts über die Erdoberfläche hinausragen, weil sonst die feindlichen

Flieger aufmerksam werden, weil die 75er alles wegrasieren, weil die wichtigsten Reservelager gefährdet würden usw. Es gibt eine ganze Menge solcher „weil“. In den Bergen jedoch, zwischen den Hügeln, trifft man auf ansehnliche Kasinos, ergeht sich in grünen Anlagen, nimmt den Nachmittagskaffee auf der Terrasse und läßt sich in der Sommerwohnung den nackten Heldenleib, allen feindlichen Blicken entrückt, von der Sonne braun schmoren. Ja, ich besuchte einen Divisionskommandeur, der stand buchstäblich auf seines Daches Zinnen und schaute mit vergnügten Sinnen auf das beherrschte K. E. . . hin, während die französischen Eisenvögel ihre schönsten Lieder über ihm piffen und weitab unschädlich einfielen. . . .

Natürlich liegen die Verhältnisse auf französischer Seite ähnlich. Wir besitzen glücklicherweise nun zuverlässige Mitteilungen darüber in einem prächtigen Buche, das gleichsam das Gegenstück zu dem von Eberlein geschriebenen bildet, auch bei Orell Füßli in Zürich erschienen und ebenfalls mit Bildern vornehm und reich ausgestattet ist. Es nennt sich „Frankreich im Kriege“ und ist von dem federgewandten Korrespondenten der „Neuen Zürcher Zeitung“, Dr. Max Müller in Paris, geschrieben. Die Mannschaften, meint er an einer Stelle, die wir hier in der klassischen Tenüe des „Poilu“, d. h. schmutzig wie Köhler und in den abenteuerlichsten Aufzügen zu sehen bekommen, scheinen sich über den Besuch aus der Außenwelt nicht wenig zu freuen. . . Wir sind in einem wirklichen Schützengraben angelangt, einer Tranchée avancée, von der aus man mit dem Periskop, einer primitiven Blechröhre mit zwei schräg gestellten Spiegeln, den hier nur 50 Meter entfernten Gegner beobachten kann. . . .

Die berühmt gewordene „Leere des Schlachtfeldes“ ist also in den Stellungskämpfen zum Axiom geworden — beobachten, mit allen Mitteln beobachten und alles, was erspäht wird, melden, rasch und sicher melden: das ist, was für jedes Gelingen je und je erstes Erfordernis war und heute noch viel notwendiger geworden ist. Die moderne Technik hat zu den alten, längst bekannten Beobachtungsmitteln und Beobachtungsebenen eine ganze Summe neuer gefügt, die zumteil aber auch als Kampfmittel in die Wagschale fallen — zum Kugel- und Drachenballon sind das lenkbare Luftschiff und das Flugzeug getreten, und alle wetteifern mit einander, dem eigenen Heere zu nützen, dem feindlichen nach Kräften zu schaden. Also zu den alten treten die neuen Mittel. Wir besitzen eine sehr hübsche und anschauliche Schilderung über die Verwendung von Fessel- und Kugelballon aus der Feder eines schweizerischen Offiziers, der selber hat mitfahren dürfen, des Hauptmanns Max Degen. Er hat darüber im „Berner Tagblatt“, an dem er als Redaktor wirkt, einen Bericht veröffentlicht, der hier folgen soll. Er schreibt unter der Überschrift „Im Ballon über den Fronten“:

Erdhöhlen, Baumkankeln und Pfahlbauten, die primitiven Wohnungen längst verschwundener Geschlechter sind heute wieder Zufluchtsstätte von Tausenden und Abertausenden geworden, denen bittere Not die Waffe in die Hand gedrückt hat. Die Anpassung an die Umgebung ist an der Front nach Form und Farbe so sehr verfeinert, daß der Neuling ahnungslos an ganzen Parkabteilungen, an Munitionslagern, wirklichen und künstlichen Bat-

terien, ganzen Erddörfern der Reserven vorbeischießt, wenn nicht ein ortskundiger Führer, heute der Regimentspionieroffizier des Wiener Hoch- und Deutschmeisterregiments, all die tausend Geheimnisse des Bodens enthüllt. Wie ein Wandern durch eine verzauberte Welt ist solch ein Gang vom Standort der Reserven bis in die vordersten Linien, und das Vorkriechen zum feinsten Fühler der Linie, zum Horchposten, stellt alle Erinnerung an vom jugendlichen Staunen dem Gedächtnis treu eingeprägte Indianerkniffe in den Schatten. Man fühlt mehr die Nähe von Soldaten, als daß man die Menschen sähe, solange man noch nicht bei ihnen mitten im Graben steht. Krachte nicht dann und wann ein Schrapnell in bedrohlicher Nähe, so schlenderte der neugierige, unerfahrene Zuschauer am liebsten kilometerweit über das offene Land, weil das so ruhig und friedlich unter seiner weißen Schneedecke liegt, als berge es kein Geheimnis, keine todbringenden Feuerschlünde und keine mit Stacheln bewehrte Fangarme. Uebersieht man schon, zu ebener Erde stehend, kaum die Stellungen der Gastfreunde, von den russischen Linien ganz zu schweigen, auch wenn sie auf wenig mehr als Straßenbreite nahe sind, so wirkt die Leere des Schlachtfeldes noch viel eindringlicher, beängstigender, wenn man durch die Schießscharten des Grabens dort hinüber späht, wo kleine, spitze Kugeln und schwere Geschosse ihres Zieles harren.

Nicht überall liegen sich die Stellungen der Gegner auf 50, 40, ja nur 25 Schritte gegenüber, wie in Dubno. Will man an anderer Stelle der Front den Russen sehen, so heißt es klettern. Am hellen Tag sind aber die Baumkankeln Tabu, verbotenes Gebiet, damit der Beobachter oben nicht verraten werde, und nachts verliert der Baum seinen Wert. Wer tagsüber von den jenseitigen Stellungen mehr als bloße Andeutungen sehen will, der müßte mit dem Flieger über den Fronten kreisen. Nur die Flieger, die in schwindelnder Höhe, winzigen Punkten gleich, ihre Kreise ziehen, dürfen im hellen Lichte sehen, solange sie sich den Abwehrkanonen und den Verfolgern in der Luft entziehen können. Voller Stolz, aber auch voll Neid, sehen die Offiziere im Schützengraben den kühnen Kameraden nach, die hoch oben, wie am blauen Himmel klebend, den weißen Schrapnellwölkchen trotzen, die tief unter den kreisenden Spähern fahrig zerstreuen. Jeder möchte einmal über den Fronten stehen. Fort aus den Erdlöchern begehren die Jungen wie die Alten, und sie jubeln, wenn der weithin kenntliche heimische Apparat in elegantem Gleitflug zur Fliegerstation zurückkehrt, und starke, weiße Zähne knirschen vernehmlich, wenn einmal ein Flieger dem Blick für immer entschwindet. Fliegen reimen sie mit siegen. „Wenn mir das Schicksal eine Kugel bestimmt hat“, sagt mir leuchtenden Auges ein jugendfrischer, tollkühner Kavallerist, „dann soll sie mich treffen, wenn ich im Abendlicht zwischen Himmel und Erde im Fluge zum Mann geworden bin.“ Und er lacht, weil er zum letztenmal im Schützengraben steht, und er freut sich wie ein Kind auf die Lehrstunden in der Fliegerschule, wo er den Renner der Lüfte jetzt meistern lernen soll.

Fern schaukelt sich hoch über einem Hügel ein großer Fesselballon. Wohl tausend Meter hoch steht er, und seine Windschirme stehen schräg gegen das Licht. Weiße, stiebende Wölkchen suchen den

silbergrauen Koloß, aber ihr Knattern und Brummen verhallt ohne Ergebnis. Gern folgen wir der Einladung zum Besuch der Ballonabteilung. Wir haben Glück. Der graue, große Kerl, der sich nachtsüber in einer kunstvoll improvisierten und gegen Tagessicht glänzend geschützten Ballonhalle verbirgt, ist eben mit an Ort und Stelle frisch erzeugtem Gas neu gefüllt worden und hat sein altes Gas zur Füllung eines kleinen, 600 Kubikmeter haltenden Kugelballons hergegeben. Ohne daß wir darum zu bitten brauchten, errät der Abteilungs-kommandant unsern Wunsch. Mit einem Ingenieur-offizier steige ich im Fesselballon 800 Meter hinauf. Unmerklich versinkt das Land unter uns. Der Horizont weitet sich. Hügel und Täler erscheinen. Weiter greift das silberne Band der halbeingefrorenen Flüsse, und die weißen, trügerischen Decken der großen Sümpfe liegen träg und still wie Talerstücke. Wie Ameisen krabbeln die Bedienungsmannschaften zu unseren Füßen herum. Die Schützengräben der österreichisch-ungarischen Front sind nur noch als feine, schwarze Linien erkenntlich. Verliehen sie nicht in gebrochenen Geraden, so glaubte man an Pflugspuren im Schnee. Von unserer hohen Warte aus gesehen, gewinnt das ganze weitverzweigte und feinverästelte Verteidigungssystem von Schützengräben, Laufgräben, Reservegräben, Unterständen, Batterien und Truppenlagern Reliefgestalt. Rauchende Kamine verraten die Badeanstalt des in vorderster Linie liegenden Bataillons. Die Dunkelheit abwartende Trains lassen sich durch die deckenden Bäume hindurch erkennen, und zwischen den maskierten Batterien hin und her eilende Punkte beweisen, daß die schneeverwehten Büsche heißes Leben bergen und schußbereite Rohre. Ähnlich schaut es „drüben“ aus. Durch kleine, scharfe Teleskope schaue ich hinüber, vergleiche das Gelände mit einer aus dem Ballon aufgenommenen Photographie und finde, etwas verschwommen, sicher nur am Mündungsfeuer erkennbar, den Standort russischer Geschütze, die nur 7—8 Kilometer vor uns lauern und nach dem unbequemen Beobachter in gemessenen Pausen wirkungslos schießen. Ich erkenne russische Infanteriestellungen, die sich bald einem Wäldchen anschmiegen und sich bald wie ein zart getöntes Band quer durch friedlich weißes Land legen. Nichts rührt sich in jenen Gräben. Die Russen brauen wohl ihren Mittagstee und erwarten, daß ihnen die Artillerie das Schauspiel eines brennend abstürzenden Ballons verschaffe.

Motorgeräusch, das über den russischen Stellungen jäh aufspringt, läßt uns einander ansehen. Für eine kurze Spanne Zeit sprechen unsere Augen und ich freue mich des stahlharten Funkelns in den Augen meines Führers, dann erwarten wir voller Spannung den Flieger, der, hoch vor der blendenden Sonne fliegend, geradenwegs auf uns zusteuert. Mich würgt etwas im Halse, daß ich leicht husten muß, und ich verspüre eine fremde Wärme am ganzen Körper. Noch können wir den Flieger nicht sehen; wir hören nur aus dem immer stärker dröhnenden Gesang seines Motors, daß er näher und näher kommt. Auch zu unsern Füßen wird es lebendiger. Das Korbtelefon schlägt hastig an: „Wer ist es?“ „Noch nicht zu erkennen!“ antwortet ruhig, mit ungekünstelt fester Stimme mein Führer. „Einholen?“ Ein Blick, eine sekundenlange stumme Frage, wie zwischen alten treuen

Freunden, und ein „Nein!“ steigt durch den Draht zur Tiefe. Blendete die Sonne nicht, so könnten wir den Apparat jetzt sehen, der heranrattert, den die Russen nicht beschießen und den die österreichisch-ungarischen Batterien noch nicht fassen könnten. Die Minuten dehnen sich zu Stunden. Zur Qual wird die Erwartung. Vor meinen Augen tanzen die Erinnerungen ein unnatürlich scharfes, tolles Spiel. Endlich, endlich dreht der Flieger etwas ab, steht neben der Sonne, und wir erkennen, zu meiner Erleichterung, daß er ein Oesterreicher ist. Sein Grußsignal ist süß wie neugeschenktes Leben. Langsam zieht darauf die Ballonwinde den hilflosen, gefesselten Koloß zur Tiefe, denn auch mein Kollege will in die Lüfte steigen.

Mir winkt eine neue Freude. Der Kugelballon steht bereit zu einer Freifahrt. Kaum vermögen die Mannschaften den tatendurstigen, grauen Vogel zu halten. Und doch heißt es hier, im Angesicht der Front, wenige Kilometer vor den Mündungen russischer Geschütze, genau auswiegen und den Ballast sorgfältig berechnen. Eine Landung auf der Gegenseite wäre mehr als unangenehm. Vorsichtshalber verzichten wir selbst auf unsere schweren Mäntel und Pelze, um mehr Ballast mitnehmen zu können. Alle Vorbereitungen vollziehen sich so ruhig und sicher, alle Kommandos schallen so klar und genau und werden so sorgfältig befolgt, als stünde der Korb unter der Silberkugel auf irgend einem Exerzierplatz im Hinterland. Vergessen sind die Russen, vergessen die Flieger. Jeder möchte diese selbst für den Kriegsgeübten ungewohnte Freifahrt miterleben. Der Kommandant der Abteilung, Hauptmann T., ein energischer, kluger Kopf, der keck das Wagnis auf sich nimmt, Zivilisten, Zaungäste des Krieges, über die Stellungen zu führen, berechnet die Windstärke, vergleicht die Windtabellen, die ihm vom obersten Abschnittskommando täglich übermittelt werden, mit den eigenen Beobachtungen und zeigt uns auf der Karte die Stelle, die er zur Landung aufsuchen will. Ist sein Ballon auch nicht lenkbar, kein stolzes Luftschiff und kein geschmeidiges Flugzeug, so kann der geistesgegenwärtige Führer doch in der Windrichtung sich sein Ziel selbst bestimmen.

Bald lassen wir die Erde tief unter uns. Leicht auffrischender Wind führt uns in gemächlicher Fahrt den österreichisch-ungarischen Fronten entlang. Aus den Gräben und Unterständen winken uns die Leute zu, aber ihre Rufe erreichen uns nicht. Kommen wir den russischen Stellungen zu nahe, könnten ihre nicht übereifrigen Batterien uns erreichen, dann geben wir Ballast und fühlen uns in der sonndurchglühten Höhe so sicher wie auf einer beliebigen Spazierfahrt. Die Russen vergällen uns auch die Wonne nicht allzu sehr. Der bald langsam, bald rascher treibende, seine Höhe in unberechenbaren Intervallen ändernde Ballon bietet kein dankbares Ziel. Auch ist seine Erscheinung so ungewohnt, das ganze Unternehmen von so grotesker Kühnheit, daß das zierliche Spiel in den Lüften lüben und drüben mehr als eine ergötzliche Abwechslung im Einerlei der Wochen betrachtet wird, das ernstlich zu stören sich jeder scheut, denn als eine ernstliche Kriegstat. Neue Beobachtungen gibt es wirklich keine. Wir sehen während der kilometerlangen Fahrt nichts, das nicht schon in Dutzenden von Fliegerphotogrammen festgehalten worden wäre. Nur Kontrolle übt der Führer. Er

weiht uns ein in die vielen Geheimnisse der Beobachtung aus der Luft und zeigt uns, wie aus russischen Batteriedeckungen, die wir sonst nie erkannt hätten, neugierige Menschen heraustreten, um uns besser betrachten zu können.

Die Sümpfe, die wir nicht vermeiden können, ziehen uns wie Magnete zur Tiefe und zehren an unserm kostbaren Ballast. Und wie endlich noch ein Wind aufspringt, der uns schnurstracks den Russen als sicher willkommenes Geschenk überbringen möchte, ein Wind, dem wir durch keine Aenderung der Höhenlage mehr enttrinnen können, da heißt es, leider viel zu früh, von der reinen Höhe wieder Abschied nehmen. Die Ventile arbeiten. Rasch springt uns der weiße Boden entgegen. Schon fahren wir wieder am Schleppseil. In einer kleinen Mulde, 4½ Kilometer nur von der nächsten russischen Batterie entfernt, vollzieht der Führer mit größter Kaltblütigkeit eine dem Wind und dem Boden entsprechend ruhige, glückliche Landung, knapp bevor die russischen Batterien die Gabelung richtig gefunden haben. Kaum hundert Meter sind wir abseits der Stelle, die der Kapitän sich als Landungsplatz ausersehen hatte. Ein schmaler Hügelrücken deckt uns gegen Sicht, und wir beginnen, unbelästigt, mit der Bergung der kostbaren Bordinstrumente und der hilflos zusammensinkenden Ballonhülle. Nicht lange brauchen wir zu warten, dann holen uns die Schlitten ein, die uns zu folgen hatten, und die Ballonmannschaften übernehmen den Abtransport der entleerten Hülle. Wir jagen derweil, in warme Pelze gehüllt, von kräftigen, ausdauernden Pferdchen gezogen, durch die vom Abendlicht rosig beleuchtete Hügellandschaft. Im Standort der Ballonabteilung überreicht uns der zur Abteilung gehörende Berufsphotograph die bereits abgestempelten photographischen Zeugnisse der unvergeßlichen Luftreise. Den Abend verbringen wir als Gäste bei den Ballonoffizieren, die sich luxuriöser einrichten konnten, als ihr eigenes Divisionskommando. Erst tief in der schneidend kalten, sternklaren Nacht des russischen Winters führt uns wieder der Schlitten vorbei an allarmbereiten Posten zur Feldbahn, die leider hier vorn an der Front ihre Fahrzeiten mit konsequenter Beharrlichkeit auf die Nachtstunden verlegt.

(Fortsetzung folgt.)

Manöver auf inneren Linien.

(Beobachtungen an der italienisch-österreichischen Front.)

Die Italiener hatten die Meldung einer strategischen Offensive der Oesterreicher ins Trentino, verbunden mit einem Ueberfall Venetiens nicht ernst genommen; sie wußten eben sehr wohl, daß das österreichische Oberkommando nur über beschränkte Mittel (höchstens 400,000 Mann) verfügte und waren daher auch überzeugt, daß es sich gewiß hüten würde, ein so tollkühnes Unternehmen zu wagen, für welches 3—4 Mal größere Kräfte, d. h. 1½ Millionen Bajonette, erforderlich gewesen wären.

Ebenso fest überzeugt waren aber ihrerseits die Oesterreicher, der ursprüngliche Plan einer großen italienischen Offensive auf dem Isonzo sei für einige Monate wenigstens fallen gelassen worden, da nach der Offensive und der Gegenoffensive im Trentino, das italienische Heer ihres Erachtens die dazu notwendige Macht nicht mehr besaß.

Auf der einen Seite eine hohe Einschätzung der Tüchtigkeit des gegnerischen Oberkommandos in der Leitung der Operationen und auf der andern Seite eine unbegründete Verkenntung der Leistungsfähigkeit des Feindes, haben also praktisch zum gleichen Resultate geführt; die Italiener schenken nämlich der Gefahr, die im Trentino drohte, keinen Glauben und die Oesterreicher hielten eine so heftige Offensive, wie diejenige die sich anfangs August an dem Isonzo und auf dem Karst entwickelt hat, geradezu für unmöglich.

Beide Voraussetzungen erwiesen sich zuletzt als völlig unstichhaltig, denn die österreichische Offensive im Trentino fand doch wirklich statt, endete aber mit einem eklatanten Mißerfolg der Oesterreicher, während die italienische Offensive am Isonzo und auf dem Karst den Italienern einen glänzenden Erfolg brachte. Suchen wir nach den Ursachen dieses doppelten italienischen Erfolges, so finden wir sie in einem und demselben Faktor, dem *Manöver auf inneren Linien*, vereinigt. Wir haben bereits in einem früheren Artikel gezeigt, welchen Einfluß eine äußerst rasche Beförderung starker Kontingente von an intensives Artillerief Feuer gewöhnten Truppen auf den Gang der Operationen besonders da auszuüben vermag, wo es sich darum handelt, wenig befestigten Gebirgsstellungen rechtzeitige Hilfe zu bringen. Nicht minder stark offenbarte sich nun dieser Einfluß bei der italienischen Offensive vom Monat August am Isonzo und auf dem Karst, wo ganz auserwählte Truppen schleunigst auf die Kampfstellen transportiert wurden.

Das österreichische Oberkommando wußte, daß von Anfang Juni an die besten italienischen Truppen sich auf der Front des Trentino befanden, und ließ daher alle Truppendislokationen vom Trentino zum Isonzo aufmerksam überwachen. Aus den tagtäglichen Berichten von der Zentralfront des Trentino konnte es entnehmen, daß gerade jene Truppen, d. h. diejenigen vom Karst und vom Görzer-Abchnitt her noch weiter auf den beiden Hochebenen von Asiago und Arsiero kämpften. Und es hatte auch vollständig recht. Die Schwierigkeiten, auf die das italienische Heer jener ganzen Front entlang, besonders aber bei Oslavia und auf der Anhöhe San Michele, stieß, hatten sich eher vergrößert als vermindert. Nach der gewaltigen österreichischen Offensive vom Monat Januar waren in der Tat die Italiener genötigt gewesen, das Dorf Oslavia zu verlassen und hatten überdies unter der drückenden Wirkung der Stickgase aus Blausäure und der berüchtigten Streitkolben einige wichtige Stellungen auf dem San Michele eingebüßt. Besagte Schwierigkeiten waren sogar dergestalt, daß nur solche Truppeneinheiten eine etwelche Aussicht auf praktischen Erfolg haben konnten, denen eine gründliche Kenntnis der Lage, verbunden mit einer großen Erfahrung und einer langen Abhärtung, zu Gebote stand. Das österreichische Oberkommando beging hier einen groben Fehler, indem es den Feind, bzw. dessen Tüchtigkeit und die Leistungsfähigkeit seiner Eisenbahnen zu sehr unterschätzte, und das hat es teuer bezahlt. Während es die Beförderung derartiger Truppenkontingente in bloß 3—4 Tagen vom Trentino zum Isonzo geradezu für unmöglich hielt und während die bei ihm einlaufenden Berichte dahin lauteten, die italienischen